

Leseprobe aus:
Kramlovsky
Fanny oder das weiße Land



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

hanserblau

hanserblau

»Ein anrührender Roman über Freundschaft, Liebe und Gemeinschafts-sinn als lebensrettende menschliche Tugenden inmitten der politischen und gesellschaftlichen Verwerfungen und Umbrüche einer ganzen Epoche. Ein Buch für lange Winterabende.« *WDR 3 Buchkritik*

»Es ist eine wahnwitzige Geschichte, deren Motor der Glaube an die Liebe und die Hingabe zur Kunst sind, geschrieben mit starker erzählerischer Kraft, die die zeitgeschichtlichen Recherchen mühelos in die Romanhandlung einpasst.« *Die Presse*

Karl lernt Fanny 1910 auf einem Faschingsball in der Wiener Vorstadt kennen. Eine aufgeweckte, liebevolle junge Frau voller Lebensfreude, in die er sich Hals über Kopf verliebt. Doch für eine Hochzeit fehlt das Geld. Und als Karl 1914 in den Krieg zieht, muss er seine Fanny und den gemeinsamen Sohn Max zurücklassen. Jahre später wagt er die Flucht aus einem Gefangen-lager in Sibirien, um sie wiederzusehen.

Fanny oder Das weiße Land ist aber nicht nur die Geschichte von Karl. Es ist die Geschichte von allen Vätern und Großvätern, die auf dem Weg aus der Kriegsgefangenschaft alles riskierten, um zu ihren Familien zurückzu-kehren. Und von den Fremden, ohne deren Hilfe die Flucht niemals ge-glückt wäre.

Beatrix Kramlovsky

FANNY
oder
DAS WEISSE
LAND

Roman

hanserblau

Ungekürzte Taschenbuchausgabe

1. Auflage 2022

Veröffentlicht bei hanserblau

in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

© 2020 hanserblau

in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: ZERO Werbeagentur, München,

nach einem Entwurf von ZERO Werbeagentur, München

Motive: © PixxWerk®, München unter Verwendung

von Motiven von Shutterstock.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-446-27480-8



MIX
Papier | Fördert
gute Waldbnutzung
FSC® C014496

Für die Liebenden
Für alle, die noch nicht nach Hause
gefunden haben

INHALT

Prolog

WIE ES IST

II

I

März 1918

DER AUSBRUCH AUS CHABAROWSK

13

II

Mai 1918

DIE IRKUTSKER THEATERWERKSTATT

71

III

Mai 1919

IM DORF DER MENNONITEN

125

VI

Mai 1919

IM HUNGERTURM

179

V

Juli 1920

DAS PETROGRADER GEFÄNGNISATELIER

213

VI

April 1921

PORTRÄT EINER DAME

249

Epilog

WIE ES SEIN WIRD

293

Dank

299

Was ist uns geblieben? Zu Häupten die Sterne, die
unnahbar fremden,
unter den Füßen die Toten, das wilde, kindliche Gras
und im Herzen die Schuld, die ruhlos lebendige.

CHRISTINE BUSTA

Und das Antlitz der Liebe ist nichts als das Weiß
des Winters auf den
Ästen und Zweigen von Bäumen, die durch Löcher
im farblosen
Himmel fallen.

PATTI SMITH

Prolog

WIE ES IST

Die Zeit ist stumm. Sie hängt über den Lagern, über den Männern als zähe Lautlosigkeit. Die elektrischen Zäune halten die Gefangenen in Schach; die Zeit jedoch durchdringt sie, drückt Wachen und Bewachten ihren Stempel auf. Sie verbleibt unbemerkt. Manchmal fängt einer zu heulen an. Die anderen warten auf das Versickern der Klage. Manchmal endet sie im Irrsinn. Die Männer fürchten sich alle davor.

Karl hört Vogelgezitscher, das Säuseln der jungen Blätter im Frühling und ihr krachendes Brechen im Herbstwind. Er hört das Gras wachsen, sich biegen, welken und weiß, dass die Jahreszeiten vorüberfließen, ihn und die anderen Männer zurücklassen, als seien sie durch Zufall hierhergekarrt worden. So ist es ja auch. Wenn einer nach Wochen bewusst im Spiegel sein vertrautes Abbild sucht, entdeckt er neue Falten und weißes Haar. Die Zeit hat sie berührt. Sie vergehen wie Vogelgezitscher, wie Gras, wie Blätter, zukünftiger Dünger einer fremden Erde.

Die Zeit ist stumm, wenn sie die Gefangenen umarmt, selbst früh am Morgen beim Appell. Sie spielt mit den Männern, während Namen verlesen werden und manche hinhören, ob Antworten ausbleiben. Der Kontrollaufruf schneidet die Nacht vom Tag, teilt in Vergangenes und Kommendes, markiert den Weg durch den konturlosen Morast ihrer Gefangenschaft.

Karl zeichnet, um das Gewicht der Zeit zu ertragen. Er

zeichnet, was ihm vor die Augen kommt, er legt Zeugnis ab über die Stunden, wird zum Chronist von Momenten, und er weiß, er gehört zu den Glücklichen, weil er noch lebt und weil es daheim jemanden gibt, der auf ihn wartet. Der Stift in der Hand hält ihn fest in der Gegenwart, damit ihn der Gedanke an die versperrte Zukunft nicht erdrückt. Die Zeit bedrängt ihn und lehrt ihn das Fürchten wie alle anderen auch. Aber er trägt den Klang von Fannys Stimme mit sich, eine Melodie, die Liebe verspricht. Solange er sie hört, wird er stark bleiben.

Die Zeit umarmt ihn stumm.

März 1918

DER AUSBRUCH AUS
CHABAROWSK

Du bist dem Pazifik näher als ich dem Atlantik. Um dich sind Vögel, die anders zwitschern, Blumen, die anders aussehen, Bäume, die anders wachsen, Jahreszeiten, die anderen Regeln folgen. Nur der Himmel über uns ist derselbe, und jeder Stern, den du grüßt, grüßt einen halben Tag später mich. Mir ist das Leben hier vertraut, doch meine Heimat bist du in der Ferne.

aus Fannys Brief vom 5.8.1916

Nichts war so gut, wie von Fanny geliebt zu werden, nichts auf der Erde war damit zu vergleichen; zumindest konnte Karl Findeisen sich das nicht vorstellen. Jede Nacht begegnete er ihr, von Schmerz befreit und voll Sehnsucht, die für Augenblicke gestillt wurde. Fannys Hände strichen dann über seine Stirn, während sie mit dieser weichen Stimme sprach, die ihn an Bratschen erinnerte oder an Tenorflöten aus Ahornholz. Es störte ihn nicht, dass er die Worte nicht verstand, dass Fremdheit sich einschlich, als wüsste er nichts von ihrer gemeinsamen Sprache. Er verstand sie ja trotzdem, es war doch seine Fanny. Wie dumm von ihm! Er lächelte und drückte den Kopf gegen ihre warmen Finger, die plötzlich nachgaben, sich auflösten. Sofort war er wach.

Wieder nur ein Traum.

Viktor lag auf der Pritsche unter ihm. Karl konnte ihn atmen hören, mit einem ganz eigenen Schnaufen, das er vermutlich sein Leben lang wiedererkennen würde. Seit mehr als eineinhalb Jahren schlief sein jüngerer Bruder im selben Kasernenraum, immer auf dem Rücken, die Beine gestreckt und leicht gegrätscht, die Arme unter dem Kopf verschränkt oder entspannt am Körper, als würden die Schrecken des Tages seine Träume nie verfärben. Alles an ihm war lang und schlank und jungenhaft. Woher nahm sein Bruder dieses Vertrauen in eine lichtvolle Zukunft, dass alles gut enden würde, dass die Welt auf ihn wartete?

Unglaublich, wie es dem Roten Kreuz gelungen war, sie im selben Lager unterzubringen, unglaublich vor allem, weil die vielen Gefangenentransporte das zaristische System offensichtlich überforderten. Zudem war Viktors Division erst eineinhalb Jahre nach Karls Regiment gefangen genommen worden. Schauernd erinnerte er sich an den stinkenden Sammelplatz nahe Moskau im Jänner 1915, auf dem er in einem Winter voller Schrecken gelandet war. Erst Monate später folgte die Verlegung in eine Kasernenruine, wo Karl und die anderen Offiziere wenige Wochen darauf von ihren Mannschaften getrennt wurden. Sein Streifschuss verheilte, nach außen hin wirkte er genauso unverwundet wie viele andere, die sich schämten wie er, gefangen, wertlos für den österreichischen Kaiser und die paralyisierte Monarchie, die mit einem rasanten Sieg gerechnet hatte.

Damals hatte Karl nicht geahnt, dass sein jüngerer Bruder ebenfalls in Galizien landen würde, ungefähr zu dem Zeitpunkt, als der alte Kaiser starb und der fromme Neffe sein oberster Kriegsherr wurde. Die Mutter schrieb von Viktors Gefangennahme während der Gegenoffensive General Brussis-

lows in einem fürchterlichen Grabenkrieg. Aber Viktor hatte Glück im Unglück, er wurde entwoffnet, als die russischen Wagons mit den Gefangenen bereits Richtung Osten rollten, weg von den grausigen Sammelpätzen in Weißrussland und der Ukraine, und noch früh genug im Spätsommer 1916, um nicht Wochen später auf einem Rangierbahnhof in der Taiga zwischen zusammengepferchten Leibern zu erfrieren.

Die Brüder glichen Sandkörnern zwischen Tausenden anderer Sandkörner, und doch waren sie nicht vergessen, existierten als Namen auf Listen, als Söhne verzweifelter Eltern, die, anderen verzweifelten Eltern gleich, das Rote Kreuz um Hilfe baten, dass die zwei wenigstens miteinander gefangen sein durften.

In einem Land zu sein, dessen Dimensionen nicht vorstellbar waren und dessen Weite Zeit anders erleben ließ, Tage zu Wochen, zu Monaten des Stillstands verband, das hatte Karl im ersten Jahr am meisten zugesetzt. Er war beschäftigt, zu atmen, zu überleben, sich abzuschotten. Karl drehte sich um. Die Matratze vertrug eine neue Füllung, das Stroh roch schon und klumpte. Von draußen drang kein Laut herein. Die Stille wurde zerschnitten vom vertrauten Schnarchen Eduards gleich neben ihm. Freund Ludwig wälzte sich rechts unten und nuschelte in seinen Schnurrbart, jetzt stöhnte Imre aus dem Eck bei der Tür, und von irgendeinem kam ein Furz. Nur Josef schlief so still, dass es Karl manchmal beunruhigte. Die Minuten verrieselten zäh, jede Nacht das gleiche Lied der traumverlorenen Schläfer, geschützt vor der tödlichen Monotonie der Lagerstage.

Bei Fanny daheim musste jetzt Nachmittag sein, sie würde Blumen binden, hoffentlich genügend Kundschaft haben, und Max würde im Lagerraum direkt hinter dem Laden mit

Zapfen spielen, wenn es nicht zu kalt war. Und kalt war es oft. Die Pflanzen mussten frisch bleiben, Fanny hatte früher wol- lene Fingerlinge getragen, Stiefel und den alten blauen Mantel einer Schwester. Er stellte sich vor, wie Max mit dem Strohbesen den Steinboden kehrte, das geliebte Bilderbuch, das er von Karls Eltern bekommen hatte, würde neben Fannys Bestell- listen liegen. Das machte er gern, hatte Fanny berichtet, Nach- mittag für Nachmittag von Montag bis Samstag, in einer end- losen Folge von Wochen, Monaten, abwechselnd kehren und im Buch blättern, die Lippen bewegen, als läse er sich die Ge- schichte vor, die er natürlich schon längst auswendig konnte. Im Herbst würde er in die Schule kommen. Wieder so ein Sehnsuchtsdatum für Karl, ein Entwicklungsschritt, den er vermutlich nicht erleben würde. Max fragte immer noch re- gelmäßig nach ihm, und Fanny schrieb ihm das, jeder Brief ein Trostpflaster gegen die schlimmsten Fallgruben der Einsamkeit. Karl stellte sich den Blumenladen vor, hell, kühl, feucht, wie er ihn in Erinnerung hatte, zuerst mit einer Wiege im Lagerraum, später mit einem Krabbelkind, für das er einen Laufstall getisch- lert hatte, die Würfel, Ringe und Kugeln aus Fichtenholz, von ihm geschnitzt und bemalt. Der heranwachsende Max war ihm fremd, trotz Fannys Erzählungen, trotz der Fotografie, die sie ihm jährlich zum Geburtstag schickte.

Die Zeit im Lager wurde zu einer Nebelbank, die Karl müh- sam durchwatete, darauf bedacht, seinen Verstand nicht zu verlieren, sich in keine politischen Geplänkel unter den Offi- zieren ziehen zu lassen, bei jeder Gelegenheit Papier zu ergat- tern, manchmal einen Grafitstift, manchmal Kohle. Oft zeich- nete er in die Luft; dann lächelten die anderen über den närris- chen Wiener, der wohl eine Brise dirigierte und wünschte, dass der Wind ihn nach Hause brächte.

Wie wunderbar war es gewesen, seinen Bruder plötzlich zwischen den ungepflegten Neuankömmlingen zu entdecken! Viktor, die Uniform so gut wie möglich geschlossen, im linken, löchrigen Schuh etwas, das wie Bast aussah, einen Bart im Gesicht, der wild wucherte und der ihm nach der Aufnahme sofort auf ordentliche österreichische Fassung gestutzt wurde; Karl konnte zuerst kaum das überwältigende Lächeln seines Bruders unter dem verlausten Haar erkennen. Aber er sah das Glitzern in den Augen, die verräterischen Tränen, und mit großer Erleichterung registrierte er die Leichtfüßigkeit, mit der Viktor zu ihm gerannt kam. Keine schweren Verwundungen, hatte Karl gedacht und dann einfach die Umarmung genossen.

Sich vorzustellen, dass Tausende Kilometer entfernt Menschen in Ämtern Listen verglichen und Namen zusammenstellten, in der Hoffnung, dass man im Hinterland am Rande eines Kontinents alle diese Männer auffinden und mit der Bahn zusammenbringen würde, während an den Fronten die nächsten Soldaten gefangen genommen, zerfleischt, zerschossen, verscharrt wurden. Ein Irrsinn sondergleichen.

Der Winter 1916 in Ostsibirien war der erste Winter mit seinem Bruder gewesen. Nun hatten sie bereits den dritten fast hinter sich, in einer mittlerweile zusammengeschweißten Gruppe aus sechs Männern. Sie hielten zusammen, sie teilten ihre Rationen, sie teilten, was sie in den kostbaren Paketen aus der Heimat vorfanden, sie lebten gut in ihrem Zimmer, in dem nicht wie in den meisten Räumen des Offizierslagers Pritschen für zehn Mann standen, sondern nur drei Hochbetten. Deshalb hatten sie Platz für selbst getischlerte Regale, einen Tisch und vier Stühle. Pure Annehmlichkeit, wie er wusste. Aber erst seit

der Ankunft seines Bruders in Chabarowsk erlaubte sich Karl Findeisen wieder das leise Glück der Hoffnung.

Er wälzte sich auf seiner Matratze, tastete nach dem Weihnachtsbrief Fannys, den er im Jänner bekommen hatte und in einer aufgenähten Tasche an der Innenseite des Unterhemdes bei sich trug. Es war viel zu finster, um das Bild anzuschauen, das sie mitgeschickt hatte. Das machte nichts. Wenn es hell genug war, würde er wieder nach dem Papier greifen, mit dem Finger darüber fahren und sich vorstellen, es wäre ihre Haut. Jeden Tag tat er das, versicherte sich, dass er die Änderungen der letzten Jahre aufgenommen hatte, dass er Fanny sofort wiedererkennen, dass es keine Fremdheit zwischen ihnen geben würde an dem noch fernen Tag in Wien, den er beständig herbeisehnte.

Er hatte Fanny auf einem typischen Faschingsgshnas in der Wiener Vorstadt 1910 kennengelernt, ein taufrisches hübsches Ding. Dass sie lieber mit ihm redete, als mit gewandteren Männern zu poussieren, hatte ihm natürlich geschmeichelt; dass sie über mehr als Allerweltstratsch reden konnte, hatte ihn begeistert. Sie hatte Seidenblumen im hoch aufgetürmten Haar, trug über einem hellgrauen Leinenkleid einen dünnen Mousseline mit Millesfleurs und war stark geschminkt. Auf die eine Wange hatte sie eine Rose aufgemalt. Sie bewegte sich gut beim Tanzen, aber im Nachhinein bemerkte er, dass sie ihn zum Reden gebracht hatte, ohne von sich viel preiszugeben. Er erfuhr ihren Vornamen, dass sie Blumen und Blumenmalerei liebte, dass sie nicht mehr bei ihren Eltern, sondern bei ihrer zweiten Schwester lebte, einer fröhlichen Frau im Pierrotkostüm, die ihren Mann nicht aus den Augen und Armen ließ. Sie alle verschwanden, bevor er schwerfälliger Tölpel sie um ihre Adresse bitten konnte.

Es dauerte bis in den Frühling, als er ihr zufällig beim sonntäglichen Korso auf der Praterallee wiederbegegnete. Noch heute war er seinem Bruder dankbar, der ihn vom geplanten Museumsbesuch abgebracht und überredet hatte, in Galauniform den Jahrmarkt der Wiener Eitelkeiten entlangzuflanieren. In der Mitte fuhren die offenen Einspanner der Hocharistokratie und die Angeberkutschen der vielen Ringstraßenbarone, die sich das nach der Finanzkrise der Siebzigerjahre noch oder schon wieder leisten konnten. Auf den Seitenwegen waren die Reiter unterwegs und das spazierende Bürgertum, weiter drüben von den Liegewiesen drang das Geschrei spielender Kinder. Er sah Fanny, bevor sie ihn erkannte. Sie war diesmal in Begleitung zweier Paare, lebhaft ins Gespräch vertieft, und sie errötete tief, als er abrupt vor ihr stehen blieb und seinen goldbetressten Tschako lüftete. Er bemerkte ihr leichtes Zurückweichen, als sie die Uniform wahrnahm, das Interesse, mit dem die Paare neben ihr die zwei Goldsterne auf seinem Kragen begutachteten. Dann wurde ihm klar, dass eine der Frauen der Pierrot auf dem Gschnas gewesen und dies offensichtlich ein Familienspaziergang der Schwestern war, denn kleine Kinder schoben sich vor die Röcke der Frauen. An diesem Tag tauschten sie ihre Adressen, lernte er die wilde Verliebtheit kennen, die seinen fröhlichen Bruder so oft überkam und die Karls Leben veränderte.

Im Jahr darauf, als die Liebelei trotz aller Widrigkeiten ernsthaft wurde, wusste er bereits, wie lebhaft Fannys Denken war, wie aufgeschlossen sie auf die Welt reagierte, dass sie sogar politische Artikel las und wie sehr sie sich über den Bürgermeister Lueger und dessen unverhohlenen Antisemitismus ärgerte. Ein Mädchen mit acht Jahren Schulbildung! Sie war unglaublich, die klügste der drei Schwestern, deren gut gewählte

Ehemänner der Passierschein in die bürgerliche Welt sein sollten. Ihre Eltern waren eine Weißnäherin, von der Tuberkulose früh hingerafft, und ein ehemaliger Schmied, der in den Werkstätten der neuen Stadtbahn arbeitete und den Karl nie kennenlernen sollte, weil Fanny aus Gründen, die sie eisern für sich behielt, ignorierende Distanz zu ihrem cholerischen Vater vorzog.

Die damals Zwanzigjährige hatte wenige Chancen, doch die wusste sie zu nutzen. Wien wuchs zwar nicht mehr so rasch wie um die Jahrhundertwende, aber die Zweimillionenstadt blühte in der Sicherheit einer blinden Friedensgewissheit. Seine Fanny! Sie begann mit einem winzigen Blumenstand, während er sein Gehalt beisammenhielt, um die Eltern zu entlasten und das Lehrerseminar für seinen Bruder zu bezahlen. Das drohende Problem mit der Heiratskaution wollte er später lösen. Seine Kameraden fanden ihn und seine Schwäche für ein armes Vorstadtmädel unglaublich dumm, denn betuchtere Eltern als Fannys legten das Geld für die Hochzeit mit einem Staboffizier wie Karl gerne hin, um ihren Töchtern einen gesellschaftlichen Aufstieg zu ermöglichen. Fanny kümmerte das wenig. Sie sprach mit ihm über die gemeinsame Zukunft, sie träumte mit ihm vom Eheleben, während sie an ihrer Selbstständigkeit rackerte und sich nicht den Kopf darüber zerbrach, wie es irgendwann einmal sein mochte, in der kaiserlichen Offizierswelt als unpassende Gefährtin unter den Frauen der anderen einen Platz zu finden, der Demütigungen und Isolierung versprach. Sie war sich seiner sicher, sie liebte ihn so sehr.

Ein rundes Gesicht mit kleinen, aber vollen Lippen; Puppe mit Herzmund, hatte Viktor festgestellt, als Karl ihm das erste Foto zeigte, das Fanny ihm schenkte. Viktor, acht Jahre jünger

als Karl, war schnell im Klassifizieren, aber er lag nicht immer richtig. Manchmal irrte er gewaltig, und trotzdem schwieg Karl meistens. Fanny war alles andere als eine Puppe, die er liebevoll und immer wieder mit schnellen Strichen porträtierte, sondern eine komplizierte Pflanze, gut verankert mit Pfeilwurzeln, kräftig grünem Blattwerk, das jedes Licht in sattes Funkeln verwandelte, und einem Gesicht, das einer offenen Blüte glich.

Solche Vergleiche hatte Karl damals für sich behalten. Berufsoffiziere der Kaiserlichen Hoheit hatten nicht wie Gärtner zu reden. Ihre Hege bedeutete Blutvergießen für die eigene Ehre und das Wohl des Landes. Während Viktor mit tänzerischer Leichtigkeit ihre Kameraden unterhielt, schwieg Karl also; saß am Rande, beobachtete, grübelte und zeichnete. Mittlerweile hatte man sich in Chabarowsk an Karls spinnerte Schwärmerie für Pflanzen gewöhnt. Das lag wohl daran, dass er in der Lagerakademie, die der General vor zwei Jahren für die Zeit der hellen Sommerabende gegründet hatte, nicht nur über Geografie und Klimazonen dozierte – ein heikles Thema, weil es als Vorbereitung für Fluchtwege dienen konnte –, sondern auch über heilende Pflanzen berichtete, die es in der Umgebung gab. Er erinnerte sich an die wohltuende Wirkung von Heidelbeermus und fand ähnlich wirkende Beeren, größer und mit rotstichigem Fruchtfleisch, dort, wo sibirische Birken mit Nadelbäumen zusammenstanden. Er beschrieb und zeichnete aus dem Gedächtnis Kräuter mit medizinischer Wirkung. Einmal hatte ihm während eines erlaubten Spaziergangs ein Jäger aus der Tundra hilfreiche Blumen und Blätter gezeigt, und ein Tiroler Oberst hatte sich an Rezepte seiner Mutter für Wundverbände und Tees gegen Durchfall erinnert.

Die nützlichsten Dinge traten bei diesen Lehrstunden im

grell orangen Sommerlicht zutage. Die Männer lernten voneinander – Technik, Naturwissenschaften, Geschichte. Englisch und Französisch wurde unterrichtet, nur Russisch wollte keiner so recht lernen, und die Sprachen der Einwohner draußen vor den Zäunen blieben so weiterhin unbekannt. Der Großteil des hilfreichen Wissens, dachte Karl, stammte von Müttern, die sie alle seit Jahren nicht mehr gesehen hatten. Von Frauen kamen auch die während der langen Postreise vertrockneten Biskuits, die man in Tee eintunken musste, um sich nicht die Zähne auszubeißen. Frauen dachten an Nadel und Zwirn, Socken und Dörrobst in den Paketen, die über Wien und Berlin rund um den halben Globus in den chinesischen Hafen Tientsin und von dort nach Norden über die Grenze gesandt wurden. Sogar diesen Postdienst hatte eine Frau erfunden, und er wurde seit Jahren von ihr am Leben erhalten. Karl hätte Elsa Hanneken gern kennengelernt, die das Handelsnetzwerk ihres Mannes dazu nutzte, etwas Tröstliches zu schaffen. Ob sie erfuhr, wie viel Lebenswillen die Gefangenen diesen Sendungen verdankten? Ohne Frau Hanneken wäre es nie zu einem geregelten, geschützten Postverkehr für die Gefangenen gekommen; ohne sie hätte Karl nicht fast jeden Monat einen Brief von Fanny erhalten, wäre keine seiner Karten in Wien angekommen. Ohne sie wäre das Band zwischen den vielen voneinander Getrennten sicherlich öfter gerissen. Egal, was die Zensur daheim und in Russland vernichtete, wie viele sich an Paketen vergriffen, wie viel man an Wachtposten abgeben musste, es blieb trotzdem immer etwas übrig, sogar der Geldtransfer funktionierte erstaunlich gut.

Karl wollte gar nicht darüber nachdenken, wie es den einfachen Soldaten ging, die nicht über das kleine Taschengeld der Offiziere verfügten, die keinen Paketdienst kannten, weil

ihre Lager so abgelegen oder geheim waren, die in den Bergwerken und bei den großen Bauvorhaben an den Flüssen oder bei der Bahn schufteten mussten, bis sie umfielen und Teil der feindlichen Erde wurden. Es war ja schon der Unterschied zwischen den beiden voneinander getrennten Lagern in Chararowsk eklatant. Ermutigend war bloß, dass immer öfter der Strom im Drahtzaun ausfiel, dass der Mangel in der Außenwelt gute Auswirkungen auf ihr beschränktes Universum hatte.

Manchmal wollte er nur deshalb schlafen, damit er zu jener Fanny, die seine Träume bestimmte, fliehen konnte. Sie schrieb ihm verlässlich, berichtete von Max auf so lebendige Art, dass er fast meinen konnte, dabei gewesen zu sein, als sein Sohn zum ersten Mal auf einen Apfelbaum in Großvaters Obstgarten geklettert war. Er sah noch vor sich, wie sein Max kurz vor der Mobilmachung 1914 frei und ohne Unterstützung vorwärtsgewackelt war, wie er zu reden begonnen hatte. »Das Bankert von der jüngsten Rosin-Tochter«, hatte Karl einmal eine Frau im Wiener Volksgarten sagen gehört. Das schmerzte, so wie es ihn bedrückte, dass Fanny das Kind in einer Stadt, die zunehmend unter den Kriegsfolgen litt, alleine großziehen musste. Außerdem fraß es in ihm wie eine Raupe im Maulbeerbaum, dass sie ihre Entscheidungen ohne seine Hilfe traf, wie viele andere verlassene Frauen, als wären Männer gar nicht notwendig! Im August 1914 war er schon dem ersten Schlachtfeld entgegengefahren, da hatte Fanny gerade den Mietvertrag für ihr neues Geschäftslokal am Ulrichsplatzl mit der winzigen Wohnung dahinter unterschrieben. Max war eineinhalb Jahre alt, und Karl hätte sich nicht träumen lassen, dass er die beiden für Jahre nicht mehr sehen und hören, dass es keine baldige Hochzeit für sie geben würde. Immer dieser Zwiespalt, die heiße Freude über jeden Brief, der ihn erreichte, das

niederschmetternde Gefühl des Überflüssigseins, weil sie ihr Leben auch ohne ihn meisterte. Zweifel an ihr ließen ihn schauen, und dann wieder stach die Scham, dass er nicht uneingeschränkt stolz auf sie und ihre Fähigkeiten sein konnte.

Karl ließ die Hand auf Fannys Brief liegen und versuchte, sich wieder in den Schlaf zu stehlen, noch eine Stunde vergessen zu können, bevor der Morgenappell sie alle hinaus in die Kälte trieb. Er atmete tief ein, das Gesicht an die Steinwand gedrückt. Manchmal bildete er sich ein, zeitig in der Früh das Meer im Osten zu riechen. Das war unmöglich; es konnte nur der Amur sein, dieses im Frost erstarrte Wasser, dessen Ufer säume vom wachsenden Eis in grelles Weiß verwandelt worden waren.

Er erinnerte sich daran, wie der Fluss im Herbst die goldenen Sumpfwälder spiegelte, das Totholz unter den Mückenschwärmen, die neuen Brückenpfeiler der Transsibirischen Eisenbahn, und er erinnerte sich an den Tag des letzten erlaubten Ausgangs, als er im Oktobersturm auf dem Weg aus der Stadt zurück gewesen war. Dann schlossen sich die Tore des Lagers. Über den zugefrorenen Strom hatten zu viele in den Wintern zuvor die Flucht nach China versucht. Der Amur glich jetzt einer sechs Kilometer breiten Gletscherzunge, nur ohne Felsen, ohne Narben, ohne Schrunden, eine schillernde Eisbahn in der tief stehenden Dezembersonne und unter dem fahlen Sternenlicht der tödlichen Frostnächte.

Die grausame Klarheit des Himmels faszinierte Karl. Die wenigen Wolken, die in der Luft hingen, die dünne Schneedecke zu Winterbeginn, über die der Wind pfiß. Wie in den vorherigen Wintern waren sie alle geradezu hypnotisiert von diesem Wetter, dem sie ausgesetzt waren, dem sibirischen Weiß, das alle Farben dieser Welt für ein halbes Jahr verdeckte,

ab November unter Schneemauern verbarg, diesem tödlichen Weiß, das sie grausamer in Schach hielt als die Stacheldrahtzäune und bewaffneten Soldaten. Und doch hatte keiner von ihnen in den letzten zwei Jahren Zehen oder Finger eingebüßt, ein nicht selbstverständliches Glück.

Auch ihre Bewacher litten unter der Kälte. Am Zustand der russischen Uniformen konnte man sehen, dass die Versorgungsgänge zunahmen. Die Stoffe, die der Schneiderei im Mannschaftslager zugeteilt wurden, hatten nicht mehr die Qualität der ersten Kriegsjahre. Allerdings waren das russische Amtsgebäude und die Kantinen besser geheizt als die Häuser der Offiziere. Der Pelzhandel mit den Stammesjägern aus dem Nordosten blühte mit wohlhabenden Offizieren. Karl knetete die selbst gestrickten Fäustlinge, die seine Mutter im letzten Paket mitgeschickt hatte. Er nahm sie nachts mit der Haube, die von Fanny gekommen war, ins Bett, um sie körperwarm in der Früh überstreifen zu können. Die Mutter hatte in »mostobstalleengrün« für ihn und in »mostviertelhimmelnachtblau« für Viktor gestrickt. Vermutlich hatte es nur die zwei Farben gegeben, aber es machte ihn so froh, dass sie ihn auf diese Weise an die Landschaft seiner Kindheit erinnerte, sich Wörter ausdachte, die das Heimweh aufatmen konnten wie weiches Weißbrot sämigen Gulaschsaft. Denn gab es Schöneres als die vielen Tausend Alleebäume, die während der Blütezeit sein Land mit rosa und weißen Doppellinien überzogen und die duftenden Karrees der Obstgärten miteinander verbanden? Gab es Hinreißenderes als diesen trunkenen Herbsthimmel während der Gärungszeit, wenn der junge Most nuschelnd in den Fässern arbeitete? Daran zu denken trieb ihm jedes Mal Tränen in die Augen.

Chabarowsk war eine prosperierende Siedlung, der alle große wirtschaftliche Zukunft voraussagten. Karl hatte selbst im Sommer 1917, als die provisorische Regierung in der Bauernrevolte unterging und der Bürgerkrieg um sich griff, gesehen, welche Schätze sich noch in den Schaufenstern der Hauptstraße von Chabarowsk türmten. Im Nachhinein war er ungehalten, dass er nicht mehr Papier besorgt, mehr Ansichten von den Jugendstilhäusern und der Kathedrale mit den goldenen Zwiebeltürmen gemacht hatte; im bereits eisverkrusteten Oktober hatte er kein Zeichenmaterial gekauft und im frostigen Wind den Weg am Fluss nicht genießen können, weil er erschlagen war von der Aussicht, wieder einen Winter hier verbringen zu müssen. Ein blinder Esel war er gewesen, die Einkaufsgelegenheit nicht zu nutzen.

Karl hatte sich in den letzten Jahren gern in Betrachtungen des sommerlichen Straßenlebens verloren, Kindern hinterhergeschaut, die spielten, als gäbe es keinen Krieg, sich immer wieder gewundert über die vielen Völker und Mutmaßungen angestellt, ob sie mit Yupiks verwandt waren oder mit Mongolen oder eine ganz eigene Gruppe bildeten, weil ihre Gewänder anders aussahen, ihre Sprachen anders klangen, anders auch als das Chinesische oder Koreanische, das Gärtner und Händler auf den Gemüsemärkten sprachen. Die Hauptstraße mit ihren modern verspielten Fassaden, die Schaufenster voll mit Dingen, die ihn an Märchen erinnerten, die Menschen in farbenprächtigen Kostümen, und dazwischen das russische Bürgertum, das ihm ähnlich erschien wie vor Jahren die Wiener Mischung daheim. So viel Lachen nur wenige Kilometer von den Lagerzäunen entfernt! Er war einfach dagestanden und hatte versunken zugesehen.

Wäre Viktor im Oktober ein Passierschein zugeteilt gewor-

den, hätte er vermutlich umsonst Zeichenkohle und geheftete Blöcke in der Stadtduma bekommen. Viktor konnte mit seinem Charme einiges bewerkstelligen und war geschickt darin, Situationen zu nutzen. Karl verstand immer noch nicht, wie sein Bruder, dieses Glückskind, überhaupt erwischt und gefangen genommen worden war.

Das Einzige, was für Karl wirklich feststand, war Liebe. Aber darüber konnte er nicht reden.

Selbst wenn die Theatergruppe ein Stück aufführte, das von der Liebe handelte, der Schöne Alfred in Frauenkleidern über die Bühne schwebte und die Männer dem jungen Offizier hingerissen und selbstvergessen Ovationen brachten, oder wenn wieder einmal eine Welle der sexuellen Verbrüderung durchs Lager fegte, konnte man oft nicht von Liebe reden. Offiziere hatten Geld. Den Mannschaften blieben nur Träume.

Manche Offiziere verdienten mit krummen Geschäften genügend, um sich Bestechungen zu leisten, zusätzliche Wäsche für den Winter, ein zu junges Mädchen, dessen Sprache keiner verstand und bei der niemand nachfragte, wenn ihr Bauch wuchs und Haken oder Stricknadeln das Problem beseitigen sollten. Andere verfolgten die spärlichen Nachrichten vom Kriegsgeschehen und trösteten sich mit Planspielen. Manche politisierten, und von ihnen hielt sich Karl am weitesten entfernt, egal, welche Positionen sie vertraten.

Karl schaute zu, träumte und zeichnete. Wann immer es möglich war, schickte er eng beschriebene Blätter an Fanny nach Wien, hoffend, dass der nächste Posttransport eine Antwort von ihr enthielt, die auf den ersten Blick ebenso tugendhaft Liebe beschwor wie sein Brief und erregende Andeutungen verbar, die ihm Trost waren und Nahrung. Wie bei allen

brannte in ihm das Verlangen nach Heimkehr, während er die Schönheiten der sibirischen Fremde bestaunte. Er fürchtete sich davor, dass es noch Jahre dauern würde, Jahre, in denen Fanny die Geduld und vor allem die Liebe verlieren würde. Als die ersten Nachrichten von einer russischen Revolution durchsickerten, hatte er wie die meisten der Hoffnung nachgegeben. Dann folgten Gräuelberichte. Dieser letzte Herbst in Chabarowsk war eine Zeit der Zweifel gewesen, voller unglaubwürdiger Versprechen und neuer Ängste.

Am Tag nach seinem Oktoberausgang war der Wind eingeschlagen, und es hatte richtig zu schneien begonnen. Ihre Lagerwelt war in weißer Stille versunken. Flocken fielen stetig fünf Wochen lang, als würde das Wetter dieser Welt verrücktspielen, und der Schnee, der in anderen Jahren viel später erst in solchen Mengen das Elend bedeckte, blendete wie eine spottende Schönheit Mensch und Tier. Jeden Tag gruben die Männer Wege zwischen den Kasernen, dem Appellplatz, dem Verwaltungsgebäude frei. Offensichtlich hatte man vor Jahren mit einer Besetzung der Mandschurei gerechnet, die Grenze zu China musste aufgrund der japanischen Expansionsstränge gesichert werden. Deshalb hatten sie in Chabarowsk richtige Fenster, einen Ofen in jedem Zimmer, Waschräume, die im Sommer fließendes Kaltwasser und im Winter Eimer mit aufgetautem Eis boten, alles Dinge, die in vielen Lagern nicht existierten. Drüben bei den einfachen Soldaten gab es nur einen deutschen Offizier, der als Pfarrer bei ihnen lebte und sie tröstete. Und hier im Offiziersquartier hatte Feldkurat Drexel, der vor dem Krieg im österreichischen Abgeordnetenhaus und im Reichsrat gearbeitet hatte, gleich zu Beginn der Lagerbelegung erwirkt, dass er alle Spitäler und Lager im Osten besuchen durfte, ungehindert Zugang zu Gefangenen erhielt.

Doch das half nicht gegen die Traurigkeit, die sich in Karls Körper festgefressen hatte. Es war der dritte Winter und der Beginn des vierten Jahres ohne Fanny, ohne Max. An der rechten Schläfe hatte Karl ein weißes Haar entdeckt. In wenigen Tagen würde er neununddreißig Jahre alt. Sein Leben raste unaufhaltsam durch diese grausam verharrende Zeit, entglitt ihm schneller und schneller.

Dann hörte es zu schneien auf, und die oberste Schneeschicht verwandelte sich in Eiskrusten voll glitzernder Kanten. Gleißende Stille erdrückte sie fast. Manchmal bekam einer den seltsamen Winterblick, weil er das Schneemeer unter dem blauen Himmel da draußen nicht mehr aushielt, und sie mussten ihn überwachen, bis es ihm doch gelang, zu entweichen und auf einen Wachturm zuzulaufen, um im Schuss hagel zu einem roten Bild zu versteifen; rosa und dunkelrote Spritzer, die schnell schwarz wurden, während das Gesicht wachsbleich erstarrte und die ersten sich näherten, um dem Toten die Schuhe auszuziehen, den Mantel, den man brauchen konnte.

Karl spürte, wie der Schlaf in flachen Wellen zurückkehrte. Was für ein Geschenk, dachte er und nickte ein, während er sich noch Fannys Gesicht vorstellte.

Wenige Stunden später, nach dem Morgenappell und nachdem die Brotration des Tages verteilt worden war, zog Karl den dicken Mantel wieder an, wickelte Bänder um seine Hände, bevor er sie in die löchrigen Fäustlinge steckte, die er einem Toten im Jahr zuvor abgenommen hatte, und verschwand hinaus. Wenn er mit einem der Leute von außerhalb Geschäfte machte, ließ er die neuen Sachen im Bett unter der Decke; gerade in den Wochen nach Weihnachten hatte fast jeder ein kost-

bares Lieblingsstück, das er nicht verleihen, schon gar nicht verlieren wollte.

Er wollte den Gärtner treffen, von dem er immer noch nicht wusste, wie er wirklich hieß und ob er ein Koreaner oder ein Angehöriger der Nanai war. Russen hatten ihm erzählt, dass dieser Volksname die Goldenen bedeutete. Die meisten der Nanai hier waren Fischer und Jäger, weshalb er den Mann für einen Koreaner hielt. Er bot als Tauschobjekte nie Fleisch, immer Gemüse an, das er mit einem Singsang pries.

Der Mann stand bereits am üblichen Platz hinter den geschlossenen Schranken, in Sichtweite der Wachen, wie es die Händler machten, seitdem das Lager belegt worden war. Seit einem Jahr schon brachte Karl kleine Holzfiguren, die er aus dem Gehölz des Ufergebüsches schnitzte. Gerade Zweige eigneten sich am besten für fingerlange Soldaten, die einander ähnelten, weil sie aus gleichen Formen zusammengefügt wurden. Karl färbte sie mit Kohle ein, brannte mit einer Nadel Schablonengesichter in die Köpfe. Die Holzarmee ging ihm mittlerweile auf die Nerven, viel lieber baute er Hunde, Katzen, Pferde zusammen. Kurz vor Weihnachten hatte er etwas anderes versucht, ein neumodisches Automobil. Karl hatte es mit fahlrotem Rübensaft eingefärbt, nachdem sie aus dem Gemüse drei unterschiedliche Essen fabriziert hatten und die Flüssigkeit dann nach gar nichts mehr schmeckte. Der Mann war begeistert gewesen, ja, ein Geschenk für seinen Sohn! Er deutete Hüfthöhe an, eins, zwei, drei, viele Kinder, er brauchte mehr als dieses eine. Natürlich war Karl klar, dass der andere alles weiterverkaufte. Mit Glück hatte dieses erste Stück den Weg zu seinem Kind gefunden, um herauszufinden, ob es als Spielzeug etwas taugte.